Erklärung der mosaischen Schöpfungsgeschichte.

Ein methodologischer Versuch von dem Subrector **Dr.** Klir.

Vorbemerkungen.

Aus den vielfachen Verhandlungen über den Religionsunterricht in dem verflossenen Decennium hat sich uns wenigstens als sicheres Ergebniß herausgestellt, daß dem Gymnasialprincip historischer Bildung entsprechend Bekanntschaft mit den geschichtlichen Urkunden des Christenthums und der Kirche das hauptsächlichste Ziel des Unterrichts sein muß. Mit einer s. g. Einleitung in die h. Schrift, mit der man oft mehrere Semester ausfüllen sieht, ohne daß der Schüler nur einmal die Bibel in die Hand nimmt, während er in den Höhen und Tiefen der Kritik umher geführt wird, kann nimmer gedient sein: Lesen und Erklärung der biblischen Bücher bleibt das Eine, was noth ist, diesen Zweck zu erreichen. Irren wir nicht, so erfährt darin das A. T. eine mehr als ungebührliche Vernachlässigung; selten begegnet man einem stehenden, der Lectüre des A. T. gewidmeten Lehrcursus, und die grenzenlose Unbekanntschaft der Gebildeten mit demselben scheint es zu bestätigen. Nun ist es freilich unmöglich, dasselbe auch in den obern Klassen vollständig zu erklären; aber mehr als gewöhnlich sollte doch geschehen. Die wichtigsten Psalmen, größere Abschnitte aus Hiob und den Propheten sollten hier erklärt werden, wie uns auch ein Vortrag der h. Geschichte des alten Bundes unerläßlich erscheint. Kurtz hat in seinem vorzuglichen Lehrbuche den Weg gezeigt, die Schüler die Tektonik der Heilsgeschichte begreifen zu lehren, und leicht läßt sich in diesen Vortrag die Erläuterung der hervorragendsten Abschnitte des Pentateuch und der übrigen historischen Schriften einweben. Vorzugsweise müßte man dazu diejenigen auswählen, welche „die gebildete Welt" besonders kennt, weil sie von Alters her die Zielscheibe ihrer Angriffe gewesen sind. Gewiß verdient die Schöpfungsgeschichte eine besondre Berücksichtigung; hat man doch von gewissen Seiten her lange und eindringlich genug die Zweifel und Widersprüche einzelner Naturforscher als allgemeine Ergebnisse der Wissenschaft darzustellen gesucht, und durch die kecke Behauptung, „daß die Naturwissenschaft keinen Schritt thun könne, ohne vom Inhalt der mosaischen Urkunde abzuweichen", sie bei denjenigen um allen Credit gebracht, welche aus Unbekanntschaft mit dem wirklichen Stande der Forschung durch zuversichtliche Machtsprüche sich einschüchtern lassen. Daß in der Wirklichkeit die Sache ganz anders steht, weiß jeder, der sich in der hierher gehörigen Literatur nur einigermaßen umgesehen hat.

Eine Erklärung dieser Urkunde, herausgewachsen aus dem Leben der Schule und darum für eine Schulschrift, welche von dem Leben der Schule Kunde geben soll, sicher nicht ungeeignet, wage ich hiermit Kundigen zur geneigten Prüfung vorzulegen. Um eine wissenschaftliche Erörterung derselben mit Beziehung auf die neuesten Ergebnisse der Naturforschung war mir es nicht sowohl zu thun, als vielmehr an diesem Beispiele zu zeigen, wie meiner Meinung nach vor Schülern der ersten Klassen das A. T. zu behandeln sei. Es kam darauf an, den durch den Stand ihrer Bildung gebotenen Anforderungen in dem Gegebenen zu genügen und zugleich in der Auslegung eine wissenschaftliche Popularität anzustreben, für welche in der Darstellung der Lehre schon vortreffliche Muster vorliegen. Man wird bei diesem meinem Zwecke es mir zu gute halten, wenn ich für das Einzelne meine Quellen nicht citirt habe, da ich den Anspruch neue Forschungen zu liefern gar nicht mache: in mehreren Puncten, namentlich was die Gesammtanschauung der Urkunde anlangt, ist Kurtz (Bibel und Astronomie. Berlin. 1849) mein Führer gewesen. Ueber die Auswahl des Stoffes werden die damit Vertrauten vielleicht andrer Meinung sein und manches vermissen, doch bitte ich zu bemerken, daß ich die Grenzen einer Schulschrift nicht überschreiten durfte: möchte es mir nur gelungen sein, das mir vorschwebende Ziel in der Darstellung annähernd erreicht zu haben.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Mit diesen Worten beginnt die Urkunde der Offenbarung und stellt sich damit von vorn herein auf einen dem gesammten Heidenthum und seiner Philosophie fremden Standpunct. Das ihr Eigenthümliche ist die Gewißheit, daß das Weltall, weder als unausgebildeter Urstoff noch als Inbegriff ausgebildeter Weltkörper, nicht von Ewigkeit her

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestanden, sondern in und mit der Zeit, „im Anfang", durch Gott ins Dasein gerufen worden ist; es ist der darin sich aussprechende Glaube an einen persönlichen, über der Welt schlechterdings erhabnen Gott, an eine Allmacht, für die es nicht, wie ein heidnischer Philosoph sich ausdrückt, „gewisse von Natur unmögliche Dinge giebt, woran sie die Hand gar nicht legt", und demgemäß an eine über menschlicher Freiheit waltende Vorsehung. Auf diesen Grundgedanken fußt die biblische Gesammtgeschichte und Lehre: sie sind ihr ausschließliches Eigenthum. „Die Schöpfung aus Nichts" — ein Ausdruck, der auch jede leidende Ursache des Daseienden, die Vorstellung von einem durch Gott geformten Stoff ausschließen soll; endliche, durch Raum und Zeit bedingte „Creatur", welche den Grund ihres Daseins außer sich, in Gott hat: das sind uns zwar sehr geläufige und im allgemeinen Bewußtsein festgewurzelte Begriffe, zu denen sich jedoch die Vernunft des alten Heidenthums, selbst in ihren erhabensten Vertretern, nicht hat erheben können, weil das Verhältniß des Göttlichen zur Welt stets verkannt, bald unklar vermischt, bald in einen unversöhnlichen Gegensatz zu einander gesetzt wurde. Beiden Irrthümern, oft seltsam in einander verschlungen und verwirrt, begegnen wir daher nicht nur in den sagenhaften Ueberlieferungen der Völker von dem Ursprung der Dinge, sondern auch in den philosophischen Systemen. Bald stellen sie die Welt als eine Selbstentfaltung des göttlichen Seins, eine Emanation oder Evolution Gottes, in allerlei wunderlichen hier roheren, dort feineren Ausschmückungen dar; das Urleben, die Urkraft, der Träger des in stetem Wandel und Wechsel begriffenen sichtbaren Seins wird als die die Sichtbarkeit erzeugende Gottheit erfaßt, so daß beide einander vollständig decken. Diese Anschauung ist in den verschiedenen Gestalten des Pantheismus vom ältesten bis auf den neuesten herab vorwiegend und tritt besonders in der Kosmogonie der Inder zu Tage. Bald gehen sie von einem Urstoff aus, welcher in seinem Dasein von Gott unabhängig und mit ihm gleich ewig die Grundlage der von ihm herrührenden Weltbildung ist, einem Chaos, einer **rudis indigestaque moles**, deren Ordnung und Formung den Inhalt der Kosmogonie ausmacht. So werden wesentlich zwei Principe angenommen, der Weltbildner und die Materie, die Hyle; Hylozoismus und Dualismus sind so die Grundgedanken der meisten übrigen Kosmogonien, welche sich meist noch durch ihren Zusammenhang mit der sonstigen Mythologie, mit der Beschaffenheit des Landes eines besondern Volkes und seinen klimatischen Verhältnissen als nationale Producte bestimmt charakterisiren.*) Es liegt auf der Hand, daß bei diesen und ähnlichen Vorstellungen ein dunkler, von Gott nicht durchdrungener und nicht bewältigter Kern übrig bleibt, und seine Allmacht zu bloßer Macht herabsinkt, daß das Bewußtsein zu einer Vorsehung sich nicht erheben und von einem blinden Fatum nicht loskommen kann, so wenig wie menschliche Freiheit möglich ist, wenn die Sünde und das Uebel in dieser Naturbasis der Materie wurzeln. Gesunde Religiosität kann nur da gedeihen, wo Gott und die Welt, das Ewige und das Zeitliche, das Unendliche und das Endliche in das rechte Verhältniß zu einander gesetzt werden, wo an den Glauben an Gottes schöpferische Allmacht als an den Grundpfeiler sich die richtigen Begriffe von Gott und Mensch anlehnen: überall wo dies Verhältniß verwirrt und getrübt worden ist, da ist diese Trübung die Wurzel der heidnischen Naturvergötterung, welche, so viel Elemente echter Religiosität sie auch immerhin und namentlich in den reineren Gestalten des Griechenthums bergen mochte, am letzten Ende den Tod aller Religion, die Selbstvergötterung, erzeugen mußte. Gegen alle diese, bis auf die Gegenwart und in ihr grade in ihren letzten Consequenzen sich enthüllenden Verirrungen ist die Lehre von der Schöpfung der Welt ein sichrer Damm und unüberwindliches Bollwerk; mit Nachdruck finden wir daher diesen obersten Glaubenssatz der Offenbarung an die Spitze der h. Schrift gestellt.

Sonderbar genug hat man den Gedanken der Schöpfung, weil ihn nicht einmal die **sagacissimi Graecorum philosophi** gehabt, auch dem Moses absprechen und ihm dafür durch die verkehrtesten Deutungen allen Sprachgesetzen zum Trotz die indische Emanationsidee aufzwingen wollen. So sehr hat man sich gegen die Anerkennung der Schrift als göttlicher Offenbarung gesträubt und lieber dem klaren Wortsinn Gewalt angethan, um nur der unabweislichen Folgerung zu entgehen, daß eben dieser der menschlichen **sagacia** so fern gelegne und doch so einleuchtende Gedanke für den Charakter dieser Urkunde als göttlicher Offenbarung das entscheidendste Zeugniß ablegt. Wir unsrerseits zollen diesem Zeugniß unumwunden Anerkennung. Eingehende Untersuchungen verstärken dasselbe übrigens noch dadurch, daß sie nicht nur die spezifische Verschiedenheit dieser Urkunde von allen andern

*) Der mündliche Vortrag hat das Gesagte durch Beispiele, die sich leicht darbieten, zu erörtern; hier sie einzuflechten verbietet der Raum. Man vergleiche unter andern Diodor. Sic. I, 7. Münter, Rel. d. Babylon. p. 37 ff. v. Bohlen, d. A. Ind. p. 162 ff. Görres, Mythengeschichte p. 633 ff. u. a. m.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mythen und Sagen, sondern in ihr auch den gemeinschaftlichen Erklärungsgrund für das wüste Chaos jener mannigfach in sich verschlungenen und verworrenen Phantasien nachweisen. Diese verhalten sich zu ihr nach dem Wort eines Forschers, „wie das dämmernde Bewußtsein der Thiere zur hellen Besinnung des Menschen; sie ist, wie die Schöpfung, selbst die Offenbarung des verborgenen Gottes." Und kann die Geschichte der Schöpfung anders als Offenbarung sein? Daß die Schöpfung der Welt Gegenstand der Geschichtsschreibung sein kann, weil sie geworden, ein Hergang in der mit ihr entstandnen Zeit ist, leuchtet eben so wohl ein wie, daß sie an sich nicht Gegenstand menschlicher Geschichtsschreibung sein kann, weil sie jenseits alles menschlichen Schauens und Erlebens liegt, und ohne Sehen und Hören des Geschehens, ohne eigne oder fremde Autopsie, eine Geschichte nicht möglich ist. Menschliche Kenntniß über den Hergang der Schöpfung konnte nur vermittelt werden durch göttliche Offenbarung. Aber wie?

Wenn Plato öfter wiederholt, daß die Dichter nicht vermöge eigner Weisheit, nicht aus Kunst, sondern von Gott erfüllt und ergriffen ihre Lieder sängen (Zeus giebt es ihnen, wie er will, sagt Homer; von der Natur gezwungen, sagt Göthe), wenn Aristoteles die Poesie eine Nachahmung des Wirklichen nennt, das äußre Zeugniß von dem, was man gesehen und gehört hat und doch mit leiblichen Augen und Ohren nicht sehen und vernehmen kann („denn der Dichter lauscht der Poesie; er macht sie nicht, er höret sie"): so haben sie das Wesen der Begeisterung, des geistigen Schauens in seiner Verschiedenheit und seiner Erhabenheit über ein Erkennen aus verständiger Ueberlegung, welches durch die Wahrnehmung der äußern Sinne vermittelt wird, richtig bezeichnet. Im Phädrus zeigt Plato, wie alles wahrhaft Göttliche, alles Große und Vortreffliche, was die Menschen besitzen, aus dieser „Begeisterung" stamme. Gewiß und vornehmlich auf dem Gebiete der Religion. Die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben vom h. Geist; und was sie im Zustande der durch den göttlichen Geist gewirkten Begeisterung, einer echten Begeistung, im Zustande der Ekstase mit ihrem Geistesauge geschaut haben, das thun sie kund. Oft sind es Bilder, Visionen. So wenn sie Schilderungen zukünftiger Zeiten und Entwicklungen entwerfen, so ruhen dieselben auf Autopsie, aber auf geistiger; so stellen sie eine Gegenwart dar, aber nicht die wirkliche, sondern eine prophetisch geschaute. Die Propheten, die Seher sind Dichter; daher die malerische Anschaulichkeit, das concret Plastische ihrer Darstellung; ihre Sprache ist der dichterischen eng verwandt und nach verwandten Grundsätzen zu beurtheilen. „Das leibliche Auge sieht auf das Leibliche, es ist an die Form der Erscheinung, an den äußern Conner der Dinge gebannt, es sucht nach Haltpuncten in der äußern Umgebung und verliert so häufig den wesentlichen Gehalt, die höhere Bedeutung und die wahre Stellung der Erscheinung. Umgekehrt ist das geistige Schauen auf das geistige Element der Erscheinung, auf den Kern der Sache gerichtet und übersieht dabei die äußern Umrisse, die Merkmale und Haltpuncte der Umgebung." Daraus folgt denn, daß man in der prophetischen Sprache als der Darstellung des innern Schauens zwischen dem wesentlichen Kern und dem beiläufigen Beiwerk, der durch die subjectiven Bedürfnisse des Schauenden bedingten Umgebung und Einfassung des Bildes wohl zu unterscheiden hat; eine Unterscheidung, welche für einen Theil der Weissagungen, deren Auslegung bereits die Erfüllung zu ihrem Maßstabe hat, möglich, für einen andern freilich überaus unsicher ist.

Das Gesagte leidet nun seine volle Anwendung auf die Urkunde der Schöpfungsgeschichte. Ruht sie auf göttlicher Offenbarung, so muß sie vermittelt sein durch prophetisches Schauen. Ihr Verfasser, wer es auch gewesen, war ein Prophet, ein Seher, der mit seinem geistigen Auge den Hergang der Weltschöpfung schaute und das, was er schaute, so, wie er es schaute, in Worte kleidete. Daher die prophetisch dichterische Darstellung, daher ihre malerische Anschaulichkeit; daher „scheint jeder Zug den Pinsel eines Malers, nicht den Griffel eines Geschichtsschreibers zu verrathen"; daher scheint der Verfasser „ein Zuschauer der Schöpfung." Er war es; denn prophetische Gemälde schildert er, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, „Scenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas, eine Hauptsache der Entwicklung darstellen." Und eben wegen dieses prophetischen Charakters der Urkunde muß man scheiden zwischen objectiver und subjectiver Wahrheit, zwischen dem wesentlichen, sachlichen Kern und dem der Darstellung Angehörigen, durch sie Geforderten. War es nun bei der geweissagten Zukunft die geschichtliche Erfüllung, welche dafür die Entscheidung bietet und innere Anzeichen zur Gewißheit erhebt, so ist es hier die naturwissenschaftliche Erforschung der Erdrinde und des Sternenhimmels, die Geologie und Astronomie, welche von außen her uns dessen gewiß machen kann, worauf innre, in der Sache gelegne Spuren hindeuten. Beiderlei Zeugnisse sind hier vorhanden, die nothwendige Sonderung mit Bestimmtheit zu vollziehen. Das Werk des schaffenden Gottes ist ja nämlich kein in seinem Verlauf unterbrochnes, sondern ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stetig fortschreitendes; es gelangt erst, auch nach dem ausdrücklichen Wort der Urkunde, mit seiner Vollendung zum Abschluß. Und doch machen die Tagewerke Abschnitte gleichsam in der schaffenden Thätigkeit Gottes und geben der ganz undenkbaren Vorstellung Raum, als hätten zwischen inne die schöpferischen Kräfte geruht. Eben so gut hätte die Schöpfung als das Werk Eines Tages dargestellt werden können, als Ein Continuum, wie es in der Wirklichkeit war. Und dies ist auch in der That der Fall. Der Sänger des 104ten Psalms hat auf der Grundlage unsrer Urkunde einen Hymnus auf die Weltschöpfung gedichtet und als ununterbrochen fortlaufenden Hergang geschildert, was hier gesondert und unterbrochen erscheint. Der Verfasser des Buches Hiob hat Cap. 38 mehrere einzelne Momente, welche hier auf den zweiten und dritten Tag vertheilt sind, ohne alle Rücksicht auf diese Vertheilung dargestellt und, wenn er den Sternenhimmel als jauchzenden Zuschauer der Erdschöpfung malt, sogar einen scheinbaren Widerspruch mit dieser Vertheilung nicht gemieden. So müssen sie beide diese Anordnung der Tagewerke für unwesentlich und nebensächlich gehalten haben und werden unser Schild sein, wenn man uns der Willkühr zeiht, daß wir dieselbe dem prophetisch dichterischen Charakter der Urkunde beimessen. Indeß, sie ist doch nicht ohne innern Grund. Lassen sich nicht in dem Hergange der Schöpfung verschiedne Stufen der Entwicklung unterscheiden? war diese nicht als eine Entwicklung in der Zeit eben darum eine allmähliche? Die Astronomie und Geologie weisen uns aber der Stadien weit mehrere nach, und es läßt sich auch objectiv betrachtet nicht absehen, warum, um nur eins zu erwähnen, die verschiednen unorganischen Bildungen nicht hätten als besondere Phasen dargestellt werden können. So gehört also die Siebenzahl sicher nur der prophetischen Anschauung des Sehers an, sei es daß sich ihm jene sieben Momente als die hervorstechendsten besonders markirten, sei es daß andre Gründe zur Siebenzahl führten. Ist doch die Woche der Schöpfung die Schöpfung der Woche geworden. Eben so wenig kann ein Zweifel sein, daß die Schöpfungstage des Berichts nur prophetische Tage sind, denen in der Wirklichkeit des Hergangs Zeiträume von unbestimmbarer Dauer entsprechen, daß die dem Auge des Sehers sich in steigender und abnehmender Klarheit darstellenden Gemälde oder Visionen ihm als durch Morgen und Abend begrenzte Tage erschienen. Die gesicherten Resultate der astronomischen und geologischen Forschungen lassen für diese Deutung keinen Zweifel. — Wir betrachten demnach die vorliegende Schöpfungsgeschichte als eine zusammenhängende Reihe von sieben prophetischen Visionen, in denen sich den Blicken des begeisterten Sehers darlegte, wie sich die durch die göttliche Allmacht ins Dasein gerufene Erde allmählich durch dieselbe Schöpferkraft aus einem chaotischen Zustande in ihre gegenwärtige Gestaltung herausbildete. Doch dürfen wir nimmer vergessen, daß unsre Urkunde einzig und allein religiöse Zwecke verfolgt, daß es ihr nur darum zu thun ist, das Verhältniß Gottes zu der Welt, die Stellung des Menschen in der Mitte der übrigen Geschöpfe und und seine darin begründete hohe Aufgabe darzustellen. Diesem Zwecke dient das Einzelne; und so wenig die Bibel überhaupt ein Lehrbuch der Physik oder Astronomie ist, so wenig dürfen wir weder geologische noch astronomische Belehrungen in dieser Urkunde suchen, wenn gleich ihre hierher gehörigen Angaben vor der Wissenschaft sich entschieden bewährt haben.

Kehren wir nun zu den Anfangsworten zurück. Sie sprechen, wie wir sahen, den Fundamentalsatz der biblischen Weltanschauung aus. Jedes Wort bekämpft einen heidnischen Grundirrthum. Schon der Name, den Gott trägt: Elohim; ein Wort, dem die ursprüngliche Bedeutung der Kraft innewohnt, ein Plural, welcher Gott als den Inbegriff aller Kräfte bezeichnet, welcher auf den unendlichen Reichthum und die unendliche Fülle von Vollkommenheiten hinweist, die in dem Einen göttlichen Wesen enthalten sind. Was der heidnische Polytheismus auseinander legte und trennte, was er zu selbstständigen Gottheiten veräußerlichte, und vergebens in dem todten Abstractum eines auch über dem höchsten Gotte waltenden Fatums, der Moira, zusammenzufassen suchte: das erfaßt die Bibel als lebendige Einheit, als den Elohim, der in sich die göttliche Lebensfülle umschließt. So ist Elohim ein rechter Name für den allmächtigen Schöpfer und Erhalter, „der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte" und „im Anfange" die Welt schuf. Einen Anfang hat nämlich alles creatürliche Sein genommen, weil es eben endliches ist, und mit ihm Zeit und Raum, in dem es existirt; ohne Anfang ist nur der ewige Gott, welcher im Anfang schon war, als alles wurde. Mit scharfer Betonung steht dies Wort voran; wer erkennt nicht darin den scharfen Gegensatz gegen die heidnische Lehre von der Ewigkeit der Materie? Aber alles, was ist, die ganze Welt, „Himmel und Erde" sind durch den Willen Gottes da. Die Urkunde will das ganze Universum mit diesem Ausdruck, den die einfache Anschauung von Oben und Unten unmittelbar darbietet, bezeichnen. Doch sollte nicht noch mehr darin liegen? Der Gegensatz von Geist und Natur, von Seele und Leib, dem wir auf der Erde begegnen, durchdringt die ganze Welt. In und über der sichtbaren Welt webt eine höhere,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unsichtbare, und zu ihr hin bewegt ein starker Drang das Leben der Sichtbarkeit; wir heißen sie die jenseitige Welt, diese ungetrübte Stätte der Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit, von der ein festes zuversichtliches Hoffen unverwüstlich im Menschengeiste zeugt, den Himmel, dessen sichtbares Sinnbild, der strahlende Sternenhimmel mit seiner Pracht, die sehnende Seele mit höheren Ahnungen erfüllt. „Himmel und Erde" — das ist das Wort für diesen Gegensatz der unsichtbaren und der sichtbaren Welt. Auch dieser „Himmel" ist durch den Willen Gottes geworden; weiter sagt uns die Urkunde von seiner Erschaffung nichts. Denn sie ist für Menschen geschrieben, deren Existenz, ob sie gleich in die unsichtbare Welt hineinragt, doch in der Welt der Sichtbarkeit, der Erde, wurzelt. Darum schweigt sie auch im Einzelnen von dem Sternenhimmel und seiner Schöpfung, und weist ihm nur seine Bedeutung für die Erde an, um Mißverständnissen in seiner Auffassung vorzubeugen. Die Blicke des Sehers fallen ausschließlich auf die Erde und mit Ausführlichkeit legt er ihre weitere Gestaltung dar. — Die hebräische Sprache vermag die logische Unterordnung der Gedanken nicht auszudrücken: in unsrer Weise zu reden, würden wir diese Anfangsworte mit dem Folgenden etwa so verknüpfen: Als im Anfang Gott Himmel und Erde schuf, da war die Erde wüste und leer.

Der zweite Vers beschreibt den Zustand, in welchem der erste Blick des Sehers die Erde trifft. Sie war „Wüste und Leere", und Finsterniß lag auf den Fluthen; sie war eine wüste, von dichtem Dunkel umfangene, flüssige Masse; ein Chaos der elementaren Urstoffe, deswegen ein Chaos, weil für alles in ihm Raum war, ohne Gestalt und Licht, und fessellos und ungeordnet wirrten in ihm die Elemente durch einander, aller weiteren Entwicklung harrend. Ueber die Beschaffenheit dieses Weltstoffs das Nähere zu ermitteln, mag die Wissenschaft unternehmen; unsre Urkunde läßt ihr Raum, und bei einer flüssigen Weltmaterie langt auch sie an. Dies Chaos aber ist kein von Gott loses und darum ihm selbstständig gegenüber stehendes; sondern wie es durch Gottes Willen da ist, so ist es auch mit ihm verbunden. Finsterniß ruhte zwar auf der Tiefe, aber der Athem Gottes schwebte auf dem Wasser. Der Athem Gottes, sagen wir; weder der Wind Gottes, wie das hebräische Wort wohl zuläßt, weil darin die Leben gebende, Lebenskeime einhauchende Gotteskraft, welche der Ausdruck hervorhebt, nicht hervortritt, noch der Geist Gottes, weil darin der Halt für die sinnliche Vorstellung, welche etwas Bewegendes verlangt, fehlt. Der Geist Gottes ist das Band, welches die Schöpfung mit dem Schöpfer verbindet, das schöpferische Lebensprincip, welches die finstre Schöpfungsmasse bewegt und belebt und mit besondern Entwicklungskräften begabt. „Der Wind ist der Athem der Schöpfung"; der Geist Gottes aber das Lebendige in dem Athem, der über dem Wasser schwebte, dem Adler gleich, der über seinen Jungen sitzt, sie wärmt und schützt, oder über ihnen brütet. Seinem Wehen muß die Wüste und Oede weichen, durch seinen Hauch harren die gebundnen Lebenskeime ihrer Entfaltung entgegen. So wird die Finsterniß nicht zu einem Schatten des Todes, sondern zu dem Dunkel des fruchtbaren Mutterschooßes, dem alles Leben entstammt.

Die Urstoffe als die Grundlage der weitern Entwicklung sind nun vorhanden, voll von Kraft und Leben, weil Gott, der Urquell alles Lebens, sie allgegenwärtig erfüllt und durchdringt. Hat man ihre Erschaffung „die erste Schöpfung" genannt und die weitere Scheidung und Ausbildung, weil sie doch nun auch abhängig gewesen von den vorhandenen endlichen Ursachen, „die zweite Schöpfung in der Zeit und im Raume"; so wollen wir uns diese Unterscheidung gern gefallen lassen: doch so wenig wir von einer todten Natur wissen, so wenig wissen wir auch „von einer allgebährenden und allverjüngenden Mutter der Dinge" ohne den, von dem der Psalmist singt: Du nimmst den Odem ihnen weg: sie sterben, sie kehren wieder in ihren Staub. Darum bedarf es des gebietenden Allmachtswortes, des Anstoßes, so zu sagen, von oben, daß die Verworrenheit zur Klarheit sich entfalte. Es ergeht an die finstern Fluthen: Gott sprach: Es werde Licht! — und es ward Licht.

Der muß wenig Gefühl für die Sprache der Dichtkunst überhaupt besitzen, der an der Schaale allein klebend an dem vorgeblichen Anthropomorphismus dieser Worte zerren und sie für des Gottes, den der Herr einen Geist nennt, unwürdig erklären kann; für den hat sie auch Haydn umsonst zur unmittelbarsten Wahrnehmung gebracht. Wohl müßten wir, wollten wir diese hocherhabnen Dichterworte des prophetischen Schauers in die kalte und deutliche Sprache des Verstandes umsetzen, sagen: Gott wollte, daß das Licht würde. Aber die einfache Erhabenheit zieht uns mit vor das Gemälde, welches der Seher schaut: wir hören mit ihm das Wort, wir schauen mit ihm das Licht. Und wem „das Sprechen Gottes" zu grob menschlich geredet wäre, der mag Luthers Anmerkung beherzigen: „Gott redet nicht grammatische Vocabeln, sondern wesentliche Dinge, so daß, was bei uns ein Schall, das bei Gott ein Ding ist. Wie denn Sonne und Mond, Himmel und Erde, Petrus und Paulus, ich und du Worte Gottes sind, ja eine Silbe oder ein Buchstabe im Vergleich mit der ganzen Schöpfung."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hat doch auch Johannes, als er von dem ewigen Sohne, dem Träger und Vermittler aller göttlichen Kundgebung und Offenbarung, auch der Weltschöpfung, zeugte, nicht anders zu reden gewußt als von dem „Worte, das im Anfang bei Gott war." — Das Licht ist das erste geschaffene „Wort Gottes." Das dunkle Chaos erhellend bricht es über der dichten Finsterniß hervor; die erste irdische Creatur Gottes ist die Grundbedingung aller weitern Lebensentwicklung, das Mittel alles andern Werdens. Denn ohne Licht kein Leben. Es ist das feinste und geistigste von allem, was in der Körperwelt wirkt, „in sich selbst untheilbar und vollkommen eins, nach außen hin eben so sehr sich selbst, wie alles andre offenbarend": so ist es der Abglanz des göttlichen Wesens; „Licht ist das Kleid, welches Gott an hat"; und was in der Welt groß und erhaben, Segen bringend und Hülfe schaffend auftritt, ist uns ein Licht von oben, ein Bote der göttlichen Huld und Gnade.

Und Gott sah das Licht, daß es gut war: nicht als ob er es prüfend angeschaut, sondern mit Wohlgefallen und Freude blickte er auf des Lichtes Glanz und sah, daß es gut war. So ruht auf jedem herrlich vollendeten Werke das Auge der ewigen Liebe voll Wonne: „der Herr freut sich seiner Werke", singt der Psalmist. Wir vergessen nicht, daß der Seher in seiner Weise menschlich zu Menschen redet von dem, was er geschaut, und finden in diesem sieben Mal und zuletzt V. 31 mit Beziehung auf die ganze Schöpfung wiederkehrenden Ausdruck die Erinnerung an die göttliche Güte und Weisheit niedergelegt, welche, wie sie die beste Welt geschaffen, so auch in dieselbe an sich keinen Reiz zur Sünde gelegt hat, zum Abweis jener heidnisch finstern Vorstellung, welche das Böse als die Schranke der Endlichkeit an diese sichtbare Welt knüpft, mit der Vernichtung der menschlichen Freiheit das sittlich Verwerfliche in ein physisches Uebel verwandelt und in ihrer letzten Spitze das Sinnliche überhaupt als satanisch von sich weist. — Weiter schied Gott das Licht von der Finsterniß. Geschieden waren beide von einander sofort bei der Erschaffung des Lichtes; Licht und Finsterniß war in keinerlei Weise mit einander vermengt und vermischt; die Scheidung ist vielmehr eine regelmäßige, ein nach bestimmter Ordnung wiederkehrender Wechsel. Dieser Wechsel von Licht und Finsterniß heißt Tag und Nacht, wie Gott sie benannte; denn nennen ist hier so viel als „dem Wesen oder der Erscheinung nach bestimmen." Das ist die erste Vision des Sehers; sie schwindet vor seinem Auge; es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag.

Einen oft genug erhobenen Vorwurf müssen wir noch berühren, ehe wir das erste Tagewerk verlassen. Man hat die Erschaffung des Lichtes am ersten Tage absurd gefunden, da doch die Sonne, die Quelle des Lichtes, erst am vierten Tage geschaffen werde. Soll das ein Widerspruch sein, in den sich die Urkunde verwickelt, so wäre er etwas zu handgreiflich: sie unterscheidet ja ausdrücklich von dem ursprünglich die Erde erleuchtenden Lichte die Sonne als einen Lichtträger und verweist die Bildung dieses Lichtentwicklers auf eine spätere Zeit. Aber ein Licht vor der Sonne und ohne die Sonne? Merkwürdig genug läßt auch Hesiod in der Theogon. V. 124 aus der Nacht gleich anfangs die Hemera, das Tageslicht, lange vor Helios, dem Sonnengotte, entstehen; der Sitz und der Quell dieses Lichtes aber ist der leuchtende, feurige Himmelsäther, „des alldurchdringenden Lichtes umkreisender Born", wie Aeschylus singt.*) Dieser Aether der Alten, „der Leuchtende", ist das Licht des ersten Schöpfungstages. Dazu lehrt ein Blick in jedes astronomische Lehrbuch, daß die Erde und mit ihr die übrigen Planeten auch jetzt noch, nachdem ihr Verhältniß zur Sonne ein bleibendes geworden, tausendfältige Quellen eigner Lichterzeugung besitzen, daß, um mit Humboldt im Kosmos I. p. 207 zu reden, „ein Planet außer dem Lichte, welches er von der Sonne empfängt, sich eines eignen Lichtprozesses fähig zeigt." Jedenfalls kennt die Wissenschaft auch außerhalb der Sonne Licht, ja was noch mehr ist, „da das Nordlicht ein intermittirendes Phänomen ist, auch einen von der Sonne unabhängigen Wechsel von Licht und Finsterniß, ein Analogon für den Wechsel von Tag und Nacht vor der Sonne." Wäre unsre Urkunde nur dem sinnlichen Augenscheine gefolgt, so hätte sie sicher nicht das Licht von der Sonne unterschieden: dadurch aber verräth sie einen Tiefblick in die Natur des Lichtes, der ohne tiefere Quellen undenkbar ist, und den die Wissenschaft erst nach langem Forschen errungen hat. So verwandelt sich der Vorwurf in ein Zeugniß für unsre Urkunde — ein sichres Kennzeichen der Wahrheit.

Wir wenden uns zum zweiten Tagewerk. Dem Seher bietet sich ein neues Schauspiel dar; die nun erleuchteten Fluthen hat ein Gotteswort in Bewegung gesetzt. Gott sprach: Es werde eine Veste (eine Wölbung, eine Ausdehnung — das Bild ist von der Decke hergenommen, welche über dem Zelte sich ausspannt) zwischen den Wassern, und sie scheide zwischen Wasser

*) Andre Stellen der Alten bei Schoemann: „Des Aesch. gefess. Prometheus" p. 334.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Wasser. Das Gotteswort erfüllt sich; aber anders als das erste, der Sache angemessen. Das Aufleuchten des Lichtglanzes war die Kehrseite des Wortes; jetzt aber schaut der Seher eine allmähliche Bildung und Gestaltung, — denn auch das Schaffen ist entwicklungsmäßig, — und seine Darstellung legt sie in beschreibender Ausführlichkeit anschaulich dar. Da machte Gott die Veste und schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste. Und es geschah also. Die erste Trennung und Sonderung ist vor sich gegangen. Die weitere Grundvoraussetzung alles Entstehens und Gedeihens auf der Erde ist ins Leben getreten. Der die Erde umgebende Luftraum, die Atmosphäre, jene unerschöpfliche und nie versiegende Quelle von Nahrungskräften für alles Lebendige, der s. g. Lufthimmel ist gebildet, die Wasser unter der Veste, auf der Erde, welche sich späterhin weiter gestalten, scheidend von den Wassern über der Veste, den Wolken, welche der ausdünstenden Erde entsprossen Ströme des Segens und Fluthen des Verderbens in sich tragen. Das Himmelsgewölbe erscheint so als der Träger dieses himmlischen Oceans; und die Wahrheit dieser auf der sinnlichen Anschauung begründeten Vorstellung brauchen wir wahrlich nicht erst gegen den in Schutz zu nehmen, der die bildliche Redeweise nicht verstehen und durchaus ein ehernes Gewölbe mit Gitterfenstern und Thüren heraus lesen will. Diese Veste empfängt zum Schluß ihren Namen. Himmel nennt sie unsre Sprache, und hebt damit die scheidende, feste Decke, das Dach hervor, während das hebräische Wort ihre Höhe, ihren unendlichen Abstand von der Erde besonders betont, sicher um sie als das sichtbare Abbild dessen zu bezeichnen, was wir als den Inbegriff alles Ueberirdischen und geistig Erhabenen mit demselben Worte benennen.

So sind nun Licht und Finsterniß, Tag und Nacht, Erde und Luft, Meer und Wolken in ihr geordnetes Wechselverhältniß getreten; noch ist die letzte Scheidung übrig, die Trennung des Meeres vom Festlande, die letzte Bedingung für eine gedeihliche Lebensentwickelung auf der Erde. Der Seher schaut dieselbe im dritten Gesicht eintreten; er sieht die Bildung der Erde zum Wohnplatz höherer Ordnungen von Geschöpfen in ihrer Bekleidung mit der in ihr wurzelnden Pflanzenwelt, ihren leibeignen Bewohnern, sich vollenden. Denn die beiden Schöpfungswerke, welche dieses Gesicht umschließt, folgen, wie sie innerlich zusammen gehören, der Zeit nach unmittelbar aufeinander und bringen die vorangegangne Entwicklung zu ihrem Abschluß. — Der ersten Trennung V. 6—8 folgt zunächst die zweite V. 9 und 10, die nur eine Fortsetzung der schon begonnenen ist, weshalb auch das billigende Schöpferwort erst nach der Vollendung derselben V. 12 eintritt. Wiederum schaut der Seher die Fluthen in Aufregung; das Wort: „Es sammle sich das Wasser unter der Veste an einen Ort und zum Vorschein komme das Trockne" hat sie erregt. Der feste Erdkern, das Trockne soll sich lösen aus den Banden der Fluthen, welche es verschlungen hatten; die Gewässer sollen zurücktreten, dem Trocknen Raum zu lassen, und an einen Ort sich sammeln. Der Seher hat nur den großen Gegensatz von Meer und Erde, von Ocean und Festland im Auge, er zeichnet in gewaltigen Umrissen unbekümmert um Einzelheiten. Darum umfaßt er mit der Sammlung der Gewässer auch die Seen und Ströme, und Luthers Uebersetzung: „an besondre Oerter" hat den Sinn gewiß nicht verfehlt. Die Scheidung vollendet sich; Wasser und Land sind nun gesondert. Das Trockne empfängt den allgemeinen Namen Erde — Aerez die Tiefe im Gegensatz gegen die Erhabenheit des Himmels, — weil es die vorzüglichste Wirkungsstätte des Menschen ist; die Sammlung der Gewässer als der Inbegriff alles Flüssigen in der Tiefe heißt Meere.

Mit gewaltigen Katastrophen ist diese Ausbildung der Erde zu einem Wohnplatz für lebendige Wesen begleitet gewesen; unser Seher faßt, der Natur der Sache angemessen, nur das Ergebniß der Entwicklung in die Augen. Darum sagt er kein Wort über die mit diesem Stadium vollendete Gebirgsbildung und über die mit ihrer Lebensdauer an sie gebundnen Organismen, deren versteinerte Reste und seltsame Gestaltungen die späte Nachwelt erst im Innern der Erde gefunden und von dem gegenwärtigen Thier- und Pflanzenreich nach allen Beziehungen als durchaus verschieden erkannt hat. Darüber das Nähere zu erforschen und aus dem vorliegenden Zustande Schlüsse auf den Hergang ihres Werdens zu machen kommt allein der Wissenschaft zu, welche in diesen und ähnlichen Fragen mit unsrer Urkunde sich gar nicht berührt. Denn diese hat, wie schon bemerkt, nur religiöse Interessen im Auge und spricht darum nur von der mit dem Segen der Forterhaltung begabten organischen Schöpfung, zu der allein der Mensch in ein Verhältniß trat. Und diese Bevölkerung der Erde mit der niedrigsten Stufe der organischen Bildungen, mit der Pflanzenwelt, beginnt noch in der dritten Epoche der Entwicklung nach der Vollendung der „Landbildung." Wie Cap. 2, 6 nachgeholt wird, ist nun auch die atmosphärische Thätigkeit, Regen und Nebel, vorhanden, darum fangen auf das Geheiß des Schöpferwortes die der Erde eingepflanzten Lebenskeime sich zu regen an. Die Vegetation erwacht: und die Erde gebiert aus ihrem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mütterlichen Schooße, ihre Blöße mit herrlichem Gewand umhüllend, die mit ihrem Dasein an ihren Boden gebannte Pflanzenwelt in ihrer Farbenpracht und ihrem Früchtereichthum. Gott sprach: Es lasse grünen die Erde Grün, Kraut, das sich besame, Fruchtbäume, da jeglicher nach seiner Art Frucht bringe, und in dem sein Same sei über der Erde. Und es geschah also. Die Erde bedeckt sich mit Grün, aus dem Kraut und Baum hervorwächst nach ihrer Art, in der ganzen Fülle ihrer Staunen erregenden Mannigfaltigkeit, von der unscheinbaren Pflanze, welche sich scheu am Boden hinwindet, bis zum stolzen Baum, der frei sein Haupt in die Lüfte erhebt. Nur die Endpuncte deutet die Urkunde an; mit dem sich fortsamenden Kraut und dem durch seine Frucht sich fortpflanzenden Baum umspannt sie alle kleineren und größeren Gewächse. Auch gedenkt sie nicht besonders der allmählichen Entwicklung, die auch hier statt fand: denn es gilt ihr nur, den Geschöpfen ihre Stellung im Ganzen anzuweisen, und ohne Widerspruch kann das Fehlende Cap. 2, 5 ff. nachgeholt werden, wo andre Gesichtspuncte es fordern. Mit dem billigenden Schöpferblick schließt auch dies Werk. Das Gesicht des Sehers verschwindet, um dem vierten Platz zu machen.

Gott sprach: Es werden Leuchten an der Veste des Himmels zu scheiden zwischen Tag und Nacht, und sie seien zu Zeichen sowohl für die Zeiten als auch für die Tage und Jahre, und sie seien zu Leuchten an der Himmelsveste zu leuchten auf der Erde. Und Gott machte die beiden großen Leuchten, die große zur Herrschaft des Tages, die kleine zur Herrschaft der Nacht und die Sterne und setzte sie an die Himmelsveste. Ein erhabnes Schauspiel tritt vor die Augen des Sehers; auf des Allmächtigen Geheiß erfolgt die glänzende Erleuchtung des Himmelsgewölbes. Sonne, Mond und Sterne nehmen ihren Platz jetzt am Firmament ein und fangen an den angegebenen Zwecken zu dienen. Denn nur diese auf die Erde berechneten Zwecke kommen in unsrer Urkunde ausschließlich in Betracht, die sich so absichtlich nur auf das beschränkt, was zur Erde in Beziehung steht. Darum kann und will sie keinen Aufschluß über die Natur und Beschaffenheit der Sterne geben; nur daß auch sie dem Willen des Schöpfers, durch den sie geworden, dienstbar seien. Genau betrachtet meldet sie nicht einmal ihre Erschaffung besonders, sondern begreift sie mit ein im ersten Vers. Hier läßt das Schöpferwort sie nur zu dem werden, was sie für die Erde sein sollen; für die Erde stehen sie an der Veste des Himmels, an dem am zweiten Tage erschaffnen Lufthimmel; erst nachdem dieser geworden, können sie hierhin gesetzt werden, und das geschieht, indem sie für die Erde wirksam zu sein anfangen, indem ihr Licht die Erdatmosphäre durchbricht. Das Machen zu Leuchten für die Erde, das Setzen an die Himmelsveste um zu scheinen, ist verschieden von der Erschaffung. Wir können darum jene Anklagen, als ob unsre Urkunde die ganze Sternenwelt als an einem Tage erschaffen darstelle, während sie der im Verhältniß zu ihr so unbedeutenden Erde nicht bloß frühere Existenz, sondern auch eine Entwicklungszeit von fünf Tagen beilege, als auf Mißverständniß ihrer Worte ruhend ganz bei Seite lassen. Sie läßt es vielmehr völlig unentschieden, wie wir uns die Bildung der Sternenwelt zu denken haben, und wenn Hiob 38, 5 die Morgensterne, welche der h. Sänger dem Morgen des Schöpfungstages der Erde jubelnd zuschauen läßt, nichts andres sein können als die Lichtwelten des Himmels, die Sterne, so haben wir sogar ein directes biblisches Zeugniß für ihre frühere Existenz. In unsrer Stelle ist jedenfalls nur die Rede von dem, was Sonne, Mond und Sterne für die Erde geworden, von der Regelung ihres Verhältnisses unter einander, welche begreiflicher Weise vorangegangne Entwicklungsepochen voraussetzt. Wie wenn das vierte Tagewerk das Resultat der vollendeten Bildung unsres Sonnensystems wäre? In unsrer Urkunde erscheinen die Weltkörper sofort als gesonderte Welten; sie läßt jeder Vermuthung, wie sie dazu geworden, freien Raum. Nichts widerspricht in ihr der Annahme, daß sich gleichzeitig mit ihr die verschwisterten Planeten, in ihrem chaotischen Zustande vielleicht dem Centralkörper entsprossen, zu selbstständigen Weltkörpern herausbildeten, und nun in dieser Entwicklungsepoche der Gegensatz von Sonne und Planeten dadurch sich feststellte, daß die Sonne zu ihrer Schwere das andre Scepter ihrer allgewaltigen Herrschaft erlangte, das belebende Licht. Sie unterscheidet vielmehr ausdrücklich das Licht in V. 3 von den Leuchten, den Lichtträgern: und als solchen Lichtträger kennen wir die Sonne, wenn wir durch die neuere Astronomie belehrt wissen, daß dieselbe keineswegs eine durch und durch feurige Masse, sondern ein dunkler planetarischer Körper ist, den in einer Höhe von 500—600 geogr. Meilen eine Lichtatmosphäre, die eigentliche Quelle des Lichtes und der Wärme, umzieht. Die Bildung dieser Photosphäre, die Vereinigung der bis dahin diffusorisch wirkenden Lichtmaterie um den Sonnenkörper, welcher, vielleicht wegen seiner Masse und Schwere, die bis dahin an den Planeten haftenden Kräfte der Lichterregung an sich riß, ohne sie ihnen vollständig rauben zu können, das wird die eigentliche Thatsache dieses Tagewerks sein: ihre unmittelbarsten Folgen für die Erde bilden den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt des Gesichts. Von da an leuchtet die Sonne an der Himmelsveste der Erde als hehres Tagesgestirn; von da an empfing der Mond von ihr sein Licht und ward zum Nachtgestirn; von da an, nachdem nun die eignen Lichtkräfte der Erde großentheils entzogen, leuchteten durch ihre Atmosphäre mit den andern Planeten auch die fernen Firsterne im unermeßlichen Weltenraum. Dies Aufleuchten faßt nur der Seher ins Auge; wie er nach dem Grunde nicht fragt, so nimmt er auch auf andre Zwecke, denen die Sternenheere noch dienen mögen und sicher dienen werden, keine Rücksicht. Nur was sie der Erde sind, hebt er hervor; darum folgt er in ihrer Bezeichnung durchweg der nächsten sinnlichen Anschauung und redet ohne Weiteres von zwei großen Leuchten und den Sternen diesen gegenüber. Es handelt sich ja durchaus nicht um astronomische Belehrung, sondern einzig um religiöse; und diese ist in der ganzen Art und Weise, wie er von den Gestirnen redet, enthalten. Der heidnischen Vorstellung nach sind sie die Herren und Regierer der Welt, die letzten Ursachen der von ihnen ausgehenden wohlthätigen Einflüsse: und darum sind sie ihr Gegenstand göttlicher Verehrung, von der die Namen der Wochentage, die Meinung der die einzelnen Jahre beherrschenden Planeten u. m. a. ein sprechendes Zeugniß giebt. Eine ganz andre Stellung wird ihnen hier angewiesen: als Geschöpfe des Allmächtigen stehen auch sie zu ihm in einem dienenden Verhältnisse; was sie sind, sind sie durch Gott; was sie der Erde gewähren, gewähren sie nach seinem Willen. Ihm allein gebührt für ihren Dienst die Ehre: den er hat sie gesetzt, „zu scheiden zwischen Tag und Nacht, Zeichen zu sein für die Zeiten und für Tage und Jahre und zu leuchten auf der Erde." Das sind die allen Gestirnen gemeinsamen Wirkungen, darum konnte die zweite Wirkung der leuchtenden Sonne, ihre wärmende und belebende Kraft, nicht besonders hervorgehoben werden; liegt sie ja doch in ihrer Bestimmung, das leuchtende Tagesgestirn zu sein, mit eingeschlossen.

Zwischen Tag und Nacht zu scheiden ist der erste Zweck der Himmelsleuchten. Licht und Dunkel, Tag und Nacht waren zwar schon gesondert, nun aber wird der Wechsel derselben unveränderlich an ihre Erscheinung gebunden. Wohl wissen wir, es ist die kreisende Erde, welche diesen Wechsel erzeugt und den Auf- und Niedergang der Sonne mit sich bringt; aber hört darum die Sonne auf durch ihre Erscheinung den Tag zu bewirken? Mag der Augenschein nicht ohne optische Täuschung sein können, er ist jedenfalls auch nicht ohne Wahrheit. — Ferner sollen sie „Zeichen sein sowohl für die Zeiten als auch für die Tage und Jahre", wie wir genauer an den Grundtext uns anschließend übersetzen. Sie dienen demnach aller weitern Zeiteintheilung und sind „die große, beinah untrüglich und immer einerlei gehende Uhr der Welt, nach der wir alle unsre Uhren und Zeitmesser verfertigen, prüfen und ihre unvermeidlichen Fehler verbessern müssen." Zugleich aber will die Urkunde auf das weite Gebiet der kosmischen Einflüsse auf unsre Erde und die Naturseite des Lebens hinweisen, deren Wirkungen eben so räthselhaft wie unläugbar sind. Denn die „Zeiten" sind alle bestimmten Zeiten im natürlichen und bürgerlichen Leben; es sind die Zeiten der Saat und Erndte, die Zeiten, in denen die Wandervögel kommen und ziehn, es sind die periodischen Zustände des thierischen Lebens, die Zeiten der wiederkehrenden Feste. Für alle diese Zeiten sind die Gestirne Zeichen, welche auf ihren Eintritt und ihren Verlauf hinweisen, nach welchen wir jene bestimmen und berechnen, wie die Tage und Jahre. Und haben wir nach feststehendem Sprachgebrauch bei den Zeiten auch an die großen Entwicklungsepochen des Reiches Gottes zu denken, so sind auch für sie die Gestirne zu hinweisenden Zeichen geworden: das Zeichen für die Fülle der Zeiten, in der Christus geboren ward, war jene Constellation von Jupiter, Saturn und Mars, jener Stern, der die Weisen aus dem Osten nach Bethlehem führte; und wenn das Ende der Zeiten naht, sollen wieder „Zeichen gesehen werden an Sonne, Mond und Sternen" (Luc. 21, 25). — Zuletzt wird der allgemeinste, zunächst in die Augen fallende Zweck der Gestirne erwähnt und nachher V. 17, weil er den übrigen zu Grunde liegt und sie erst möglich macht, noch einmal wiederholt, „daß sie leuchten sollen auf der Erde." Diesen Dienst, den die Sternenwelt den Sterblichen leistet, wird freilich nur der recht zu würdigen wissen, welcher etwas von jener Predigt ohne Worte und Laute von Gottes Herrlichkeit vernimmt, die von Tag zu Tag und von Nacht zu Nacht die Pracht und der Glanz des Himmels hält. Wer dies nicht vermag, der wird wenigstens etwas davon von Plato lernen, wenn er dies den vorzüglichsten Zweck der Augen nennt, daß wir durch das Anschaun der wandellosen Umkreisungen am Himmel den durchaus ohne Irrung gehenden Bahnen Gottes nachahmten und die verwirrten in uns ordneten. (Tim. p. 47.) Führer zur Erkenntniß Gottes hat auch das Alterthum in den Leuchten des Himmels geahnt.

Die drei letzten Tagewerke beziehen sich deutlich auf die drei ersten als auf ihre Grundlagen zurück. Das am ersten Tage geschaffne Licht concentrirt sich am vierten an den Leuchten, seinen nunmehrigen Trägern; und wie in der zweiten Entwicklungsepoche die Scheidung von Wasser und Luft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorgegangen war, so werden nun am fünften Tage beide, die Höhen und die Tiefen der Erde, mit Bewohnern belebt. Der Seher hört das Allmachtswort: „Es wimmeln die Gewässer vom Gewimmel lebendiger Thiere, und Geflügel fliege auf der Erde unter dem Gewölbe des Himmels." Er schaut seine Ausführung in der That Gottes, „welcher die großen Seethiere schuf und alles lebendige Wesen, das sich bewegt, wovon die Gewässer wimmeln, nach seiner Art und das gesammte Geflügel nach seiner Art", und mit kindlich frischer Lebendigkeit läßt sein malerisches Wort uns einen Blick in die auf den Ruf des Schöpfers entstandene Lebensfülle im Wasser und in der Luft werfen. Fische und Vögel wie verschieden und doch wie verwandt, grade wie die Elemente, die sie bewohnen! Man hat das Wasser die verkörperte Finsterniß und die Luft das verkörperte Licht genannt und den Gegensatz des schwerfälligen trägen Wassers und der leichten heitern Luft damit gut bezeichnet: und doch wird in fortwährendem Prozeß das Wasser durch Verdunstung zur Luft, die Luft durch Niederschlag zum Wasser. So sind die Fische kalt und ohne Laut, die Vögel warm und voll Stimme; und doch wie ähnlich sind sie einander in Bau und Bewegung der im schimmernden Schuppenpanzer mit seinen Flossen die Fluthen durcheilende Fisch und der im bunten Federkleide mit seinen Flügeln die Lüfte durchschneidende Vogel. Sie sind an Einem Tage geworden. — Nach dem billigenden Schöpferblicke folgt noch der schöpferische Segensspruch, den der Seher aus dem Munde Gottes über Fische und Vögel vernimmt. „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meere, und das Geflügel mehre sich auf der Erde!" Was wir oben von dem Worte bemerkten, das Gott spricht, gilt von dem Segenswunsch insbesondre: was Gott wünscht, das theilt er mit. Der Schöpfer verlieh den Thieren unmittelbar die Kraft ihr Geschlecht fortzupflanzen und sich zu vermehren: das ist der Gedanke des Segensspruches, dessen Form der ganze Charakter unsrer Urkunde hinlänglich erklärt.

Hatte das dritte Tagewerk die Bildung der Erdveste vollendet und dieselbe mit der Pflanzenwelt bekleidet, so läßt nun das sechste ihre Bewohner entstehen und damit die Schöpfung zu ihrem Abschluß gelangen. Gott schuf die Landthiere und den Menschen.

Von der Erschaffung der Landthiere berichtet die Urkunde in ähnlicher Weise wie von der der übrigen Thiere. Dem gehörten Allmachtswort folgt die geschaute Ausführung und geschlossen wird mit der Billigung der Erschaffnen, in der wir ohne Zweifel den Segensspruch mit eingeschlossen zu denken haben. Nach allgemeiner Ueberschauung wird das Thierreich in drei Klassen abgetheilt, in zahme Thiere, welche zum besondern Dienste der Menschen bestimmt sind, Hausthiere also, welche nach höchst wahrscheinlicher Annahme nie wild gewesen, sondern in ihren Abarten erst verwildert sind, in wilde Thiere und in Gewürm, die Reptilien, welche das übrige Gethier der Erde begreifen. „Die Erde bringe hervor" und „Gott machte" — so heißt es von den Thieren des Landes, zum deutlichen Zeichen, daß sie auf den Schöpferruf Gottes aus dem Schooße und den Stoffen der Erde hervorgegangen sind: darum sind sie nächst den Pflanzen mit der Erde am innigsten verbunden, „allesammt kleinere und größere Erdmassen mit zur Erde gesenkten Köpfen." — „Wie hier die Schöpfung stille steht und wartet! — bemerkt Herder, der wie keiner die Erhabenheit unsrer Urkunde von der dichterischen Seite erfaßt hat. Wasser und Luft und Erde, Alles erfüllt und belebt, wimmelnd und wogend — aber wo ist sinnlicher Zweck des Allen? Einheit?... Blick, der sie alle sammle? Herz, das sie alle fühle?" Diese Einheit wird im Menschen gefunden. In der Reihenfolge der Schöpfungen, in welcher bis dahin die Herrlichkeit des Schöpfers sich offenbart hat, ist ein Fortschritt vom Niedern zum Höhern deutlich erkennbar; die Zeitfolge ist zugleich eine Stufenfolge, in der jede höhere die vorangegangnen Entwicklungen in sich schließt und durch das Hinzutreten einer höhern sich charakterisirt. Auf der breiten Grundlage von Himmel und Erde erhebt sich der Bau, je weiter fortschreitend, desto mehr sich erhebend und verengend. Auf den kosmischen Unterlagen, welche in der Ausbildung der trocknen Erdveste sich vollendet hatten, erwächst das gesammte organische Leben, dessen niedrigste Stufe, die Pflanzenwelt, noch ganz in ihnen wurzelt. Das vegetabilische Leben findet sich in der animalischen Lebensstufe in dem weiten Gebiete der unwillkührlichen Lebensfunctionen wieder; nur tritt hier die willkührliche Bewegung als das hervorstechende Merkmal der neuen Entwicklung hervor, und deutlich sondern sich innerhalb derselben einander übergeordnete Reihen. Den Vereinigungspunct aber findet die ganze innre Ordnung der Schöpfung im Menschen, dem Repräsentanten aller bisherigen Lebensstufen, der die ganze bisherige Entwicklung des kosmischen, vegetabilischen und animalischen Lebens in das Gebiet der sittlichen Freiheit, der Gottbildlichkeit, erhebt und dadurch als Concentrationspunct der irdischen Schöpfung also in der Mitte steht, daß alle übrigen Gestalten zur seinigen sich verhalten wie die zerstreuten Strahlen zur Sonne. Der Mensch ist der Mikrokosmos,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und mit Recht sagt ein Kirchenvater: **Nullum est creaturae genus, quod non in homine possit agnosci.** Bedeutungsvoll drückt dies die Urkunde durch den Namen „Adam" — Mensch aus, zusammenhängend mit Adamah, die Erde (wie homo mit humus); denn dieser Name hat den Sinn, daß der Mensch in seiner Erscheinung die ganze Erde repräsentirt und sie in sein Bild als König und Herr derselben aufgenommen habe. Der erhabnen Stellung, welche dies letzte Gebilde des Schöpfers als die Krone der Schöpfung einnehmen soll, entspricht das Wort Gottes, welches das staunende Ohr des Sehers vernimmt. Es ist nicht mehr Schöpfungsbefehl, es ist Schöpferbeschluß, die feierliche Ankündigung des höchsten Actes der Schöpfung. Wir wollen Menschen machen — spricht Gott, als ob er redete in der Vollgewalt seiner ganzen weltschöpferischen Majestät, nun da er im Begriff ist in dem vollkommensten Geschöpf den Gipfelpunct der sichtbaren Welt zu erschaffen.

Es könnte auffallen, daß unsre Urkunde die Einzelheiten bei der Erschaffung des Menschen, welche Cap. 2. nachgetragen werden, verschweigt. In derselben Weise aber hatte sie es vermieden, ausführlicher von der Entstehung der Pflanzenwelt zu berichten. Ihr Zweck ist nur, in der Reihenfolge der Schöpfungen, welche sie aufzählt, einer jeden ihre Stellung im Weltganzen anzuweisen, und dem Menschen insbesondere die Aufgabe zu bestimmen, welche er nach göttlicher Ordnung in der Welt zu erfüllen hat: was sie hier sagt, gilt dem Menschen als Gattung. Von dem Menschen als Individuum kann ja erst dann die Rede sein, wenn der Bericht der geschichtlichen Lösung der gestellten Aufgabe sich zuwendet und die Anfänge der thatsächlichen Entwicklung erzählt. Dann erst treten die Fragen nach dem Wesen des Menschen und seinen verschiednen Seiten, weil ihre Beantwortung die Erklärung der eingeschlagnen Entwicklung enthält, in den Vordergrund: darum ist das zweite die Geschichte des Sündenfalls einleitende Capitel der rechte Ort, das Nähere über den Menschen zu erzählen, über seine Bildung aus dem Staube der Erde und die Einhauchung des Geistes von oben. Hier läßt uns nur der Name Adam auf den Zusammenhang des Menschen mit der Erde und das Bild Gottes, welches er trägt, auf den Hauch Gottes schließen, der ihn dazu machte. Der Mensch als das Ebenbild Gottes soll der irdischen Natur gegenüber der Repräsentant des Schöpfers, ihr König und Gebieter sein: das ist die Stellung und die Aufgabe des Menschen inmitten der übrigen Creatur, und diese hebt ihrem Zwecke gemäß unsre Urkunde allein hervor.

Zunächst die Ebenbildlichkeit Gottes. Wir wollen Menschen machen in unsrem Bilde nach unsrer Aehnlichkeit, — wie die Worte genauer übersetzt lauten. Ganz augenscheinlich soll damit das constitutive Merkmal des Menschen, das was den Menschen zum Menschen macht, ausgesprochen werden, das Charakteristische, welches den Menschen über alle frühern Stufen der creatürlichen Lebensentwicklung erhebt. Und dies ruht darin, daß er die abbildliche Darstellung Gottes ist, daß in ihm als einem ganz ähnlichen Abbilde das göttliche Urbild wiederstrahlt, daß er, wie dies auch der Heidenwelt nicht verborgen geblieben ist, göttlichen Geschlechtes oder, um es mit andern Worten zu sagen, daß er eine Persönlichkeit ist. Dahin nämlich läuft alles hinaus, was wir zu den erhabnen Vorzügen des Menschen rechnen, in denen wir seine Verwandtschaft mit Gott suchen. Der Naturwelt ist persönliches Leben noch ganz fremd; blindlings folgen alle übrigen Wesen, weil sie ganz in die Leiblichkeit versenkt sind, einem Gesetz, welches sie mit verborgner, unwiderstehlicher Gewalt treibt. Als ein Wunder steht ihnen gegenüber die menschliche Persönlichkeit, welche sich eben so wohl in ihrem eignen Selbst zu erfassen vermag, als sie auch die Macht besitzt, aus diesem eignen Selbst heraus, ohne äußern Naturzwang sich eine Lebensrichtung zu geben. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung sind die beiden Seiten der menschlichen Persönlichkeit; beide aber sind nicht absolut, wie in Gott, sondern beschränkt, weil der Mensch eben eine im Bilde des persönlichen Gottes geschaffene Persönlichkeit ist, jenes durch das Gottesbewußtsein, diese durch das im Gewissen sich offenbarende göttliche Gesetz. So wenig nämlich das Selbstbewußtsein ein erlerntes ist, so wenig ist auch die Erkenntniß und Liebe Gottes im Menschen eine gemachte, erworbene, sondern vielmehr eine anerschaffene, eine der menschlichen Natur ursprünglich mit- und eingegebene, wie schon aus dem Umstande hinreichend erhellt, daß kein irgend wie bedeutendes Volk — denn in thierische Stumpfheit versunkne Nationen wird kein Vernünftiger als den Typus wahrer Menschlichkeit ansehen wollen! — ohne die Wirkung jenes Bewußtseins von Gott, ohne Religion, angetroffen wird. Und andrerseits sind der menschlichen Selbstbestimmung im Gewissen die Schranken gesetzt, innerhalb deren sie sich entscheiden kann: die ewig unverrückbaren Grenzen von gut und böse sind nicht das Resultat menschlicher Erfindung, sondern unveräußerliches ursprünglich mitgetheiltes Eigenthum des menschlichen Geistes. So ist denn das Ebenbild Gottes im Menschen die höhere Seite seines Wesens, seine Persönlichkeit und ihre Anlage zur Religion und Sittlichkeit, und dies Ebenbild Gottes ist ein unverlierbares, weil ohne dasselbe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Mensch aufhören würde Mensch zu sein. Es kann getrübt und verunstaltet werden; die geistigen, höhern Keime, die in ihm ruhen, können in ihrer Entwicklung gewaltsam gehemmt und unterdrückt oder in verkehrter Weise entfaltet werden: der gänzlichen Vernichtung und Zerstörung kann es nimmer anheim fallen, auch der am tiefsten Gesunkene trägt noch an sich die wahrnehmbarsten Spuren des ursprünglichen Adels seiner Natur. — Die nächste Folge der Ebenbildlichkeit Gottes ist die Herrschaft des Menschen über die Creatur. Der nach dem Bilde des Schöpfers geschaffne Mensch wird dadurch zum Repräsentanten des Schöpfers auf Erden. Er soll herrschen „über die Fische im Meere, über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh, mit einem Wort über die ganze Erde, selbst das Gewürm, das auf der Erde kriecht, nicht ausgenommen." So erweist sich der Mensch auch als Mikrotheos, dem der Schöpfer nur wenig an göttlicher Ehre fehlen läßt, den er mit Ehre und Schmuck krönt. Ps. 8, 6. Denn die Welt der Sichtbarkeit ist zu seinem Dienste bestimmt, weil er durch die Obmacht seines Geistes die Kraft besitzt, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Was der Leib für den Einzelnen ist, das ist die ganze Erde für das Geschlecht. Wie der Leib das dienende Organ des Geistes ist, welches sein Wesen offenbaren soll, ursprünglich sicher, ohne ihm Hindernisse in den Weg zu legen, ohne in Schwäche seinem Willen zu widerstreben: so soll die Erde der Leib der Menschheit sein, die Stätte, in der ihr geistiges Wesen sich ausdrückt, und zu dem Ende ist sie mit ihren Geschöpfen seiner Herrschaft unterthan und beugt sich dem gebietenden Willen des Ebenbildes ihres Schöpfers, ursprünglich sicher ohne „durch Dornen und Disteln" ihn zu durchkreuzen.

Das ist die erhabne Stellung des Menschen im Mittelpunct der Schöpfung; göttlichen Geschlechts und der Erde verwandt ist er „das Band des Alls", der unsichtbaren und der sichtbaren Welt. So schuf ihn denn Gott, wie bewundernd der 27. Vers wiederholt, ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Er schuf ihn aber nicht, wie man vor Alters gefabelt, mannweiblich, sondern „er schuf sie Mann und Weib", ein Menschenpaar. Der geschlechtliche Unterschied ist ein ursprünglich gesetzter; Mann und Weib sind in dieser Verschiedenheit geschaffen, in einer Zweiheit, welche auf die gebundnen Gegensätze von Himmel und Erde, Licht und Finsterniß, Tag und Nacht, Luft und Wasser, Land und Meer in der Schöpfung zurückweist, welcher die ebenso gesonderten und wieder geeinten Gattungen der übrigen lebendigen Geschöpfe vorangegangen sind, welche aber zur höchsten Einheit in der Liebes- und Lebensgemeinschaft der Ehe verklärt werden soll. Dieser ethische Gesichtspunct indeß, durch den die Geschlechtsverschiedenheit die Grundlage der Ehe wird, kommt erst im folgenden Abschnitt in Betracht und wird dort der Anlaß genauerer Nachträge; hier ist ihre Erwähnung nur durch die allgemeine Rücksicht, daß auf ihr die Möglichkeit der Fortpflanzung ruht, bedingt. Denn in dem nun ergehenden Segensspruche wird auch dem Menschen die schöpferische Kraft der Erhaltung und Vermehrung seines Geschlechts mitgetheilt. „Seid fruchtbar und mehret euch, heißt es; füllet die Erde und machet sie euch unterthan." Das ist die Aufgabe der Menschen. Sie sollen die Erde füllen, weil die Mehrheit die Bedingung der Herrschaft ist, und so ists geschehen, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen (Apg. 17, 26).*) Sie sollen

*) Die Blutsverwandtschaft aller Menschen, welche aus der in dieser Urkunde und noch deutlicher im zweiten Capitel bezeugten ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts sich ergiebt, ist die Voraussetzung des erhabnen neutestamentlichen Gedankens von der „Einen Herde unter Einem Hirten", von Einem Reiche Gottes, welches alle Menschen ohne Ausnahme in sich zu umfassen und ebenso die zerklüftenden Scheidewände, welche die Sünde in der Menschheit aufgerichtet hat, zu vernichten, wie die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit zur Harmonie zu verklären bestimmt ist. Darum hat die Vorstellung von der gemeinsamen Abkunft aller Menschen, welche ihnen allen denselben Stempel göttlichen Geschlechts aufgedrückt, dieselben Rechte und dieselben Pflichten mitgetheilt hat, unbestrittenen religiösen Werth, und mit Abscheu wendet sich jedes fühlende Herz von den ehedem im Interesse des Sclavenhandels gemachten Versuchen, den Negern die Menschenwürde abzusprechen, welche noch im vorigen Jahrhundert ein französischer Bischof allen Ernstes zu vertheidigen hatte. Zwar haben mehrere Naturforscher und Philosophen mit Berufung auf die bedeutenden Unterschiede in dem Körperbau der s. g. Racen und auf die Sprachverschiedenheit die ursprüngliche Einheit des Geschlechtes und damit die Abstammung von Einem Menschenpaare bestritten; doch sind dies so wenig allgemein feststehende Ergebnisse der Forschung, wie man oft genug versichern hört, daß wir nur Namen wie Blumenbach, Buffon, Cuvier, Wagner, Steffens, Wimmer, Roon als Vertheidiger der Einheit zu nennen haben, um das Gegentheil zu beweisen. Die perpetuirlich fruchtbare Begattung der Racen und Mischlinge ist ein unumstößliches Zeugniß für die Blutsverwandtschaft des Geschlechts und die Einheit der Gattung. Auch Humboldt erklärt im Kosmos I. p. 378 ff., nachdem er das Menschengeschlecht in seinen physischen Abstufungen und in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandnen Typen betrachtet, alle Menschenracen für For-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie sich unterwerfen. Demnach weiß die Schrift nichts von einem gleichsam zauberhaften Gehorsam, welchen die Natur und ihre Kräfte den ersten Menschen geleistet hätten, wie grober Mißverstand ihre Worte sich oft gedeutet. Das Gebot der Arbeit Cap. 2, 15 wäre sonst ganz zwecklos. Vielmehr war von Anfang an ihr Beruf, durch die Erforschung ihrer Ordnungen und Gesetze die Natur sich unterthan und sie ihren vernünftigen Zwecken dienstbar zu machen. Allmählich sollte und konnte nur diese Unterwerfung vor sich gehen, wie auch die im Folgenden berichteten Anfänge zur Genüge beweisen; und die steigende Culturentwicklung zeigt ihren stufenweisen Fortschritt. Von dem Ackerbau, der Viehzucht, der Benutzung des Feuers und der Metallbereitung, den nothwendigen Grundlagen jedes Culturzustandes, den unerläßlichen Vorbedingungen für jede höhere Bildung eines Volkes, — deren „Erfindung und Verbreitung in eine vorgeschichtliche Zeit fällt und fast eben so wunderbar ist als die Entstehung der verschiedenen Gestalten von Pflanzen und Thieren und ihre Verbreitung" — bis zur Benutzung des Dampfes und der Elektricität zur Bewältigung des Raumes überschauen wir eine zusammenhängende Folge von Anstrengungen, die Erde zu unterwerfen. So ringt der Menschengeist die ihm gestellte Aufgabe: „Machet sie euch unterthan" zu erfüllen in Kunst und Wissenschaft: doch noch ist das Ziel seines Strebens unabsehbar.

Das letzte Gotteswort, welches der Seher an die Geschöpfe des sechsten Tages, den Menschen und die Thiere, ergehen hört, bestimmt ihre Nahrung. Jenen wird alles Samen samende Kraut (Getraide) und Baumfrüchte, diesen das grüne Kraut, die Gräser, zur Speise angewiesen. Daraus, daß der Genuß des Fleisches ganz unerwähnt bleibt, hat man wohl auf ein Verbot der animalischen Nahrung geschlossen; daß erst nach der Sündfluth die Erlaubniß dazu ausdrücklich ertheilt wird (C. 9, 2), scheint dafür zu sprechen. Jedenfalls ist dieselbe schon in der dem Menschen über alle andere lebendigen Geschöpfe verliehenen Gewalt enthalten. Sehr wahrscheinlich ist es aber allerdings, daß die vegetabilische Speise als die dem Kindheitsalter des Geschlechtes am meisten geeignete zuerst und ursprünglich die einzige gewesen, wie denn auch die heidnischen Sagen von dem goldnen Weltalter geflissentlich hervorzuheben scheinen, daß man sich damals mit den Früchten, welche die Erde von freien Stücken geboten, begnügt habe. Sichres läßt sich schwerlich darüber feststellen, da alle bestimmten Berichte abgehen: die Möglichkeit, das Leben ausschließlich durch vegetabilische Kost zu erhalten, steht durch die Erfahrung fest.

Der billigende Schöpferblick hatte alles Einzelne gut befunden; wie sollte das Ganze in der Verbindung aller seiner Theile nicht gut sein? „Es war sehr gut." Wenn die gegenwärtige Wirklichkeit es vielfach anders zeigt, wenn gewaltige Risse und Störungen die Natur durchfleischen und nach dem Wort eines großen Kenners „keine, selbst die lieblichste Form der Natur nicht, ohne leisen Mißton" ist, wenn die Erde mehr oder minder zu einem Felde des Unfriedens und eitlen Geschreies, zu einem Thale des Jammers und der Thränen geworden und das Menschenleben den Schmerzen und Leiden unterworfen ist: so ist es zur Abwehr jener bald leichtsinnig oberflächlichen, bald schwermüthig finstern Vorstellung, welche den Ursprung dieser allgemeinen Herrschaft des Uebels nicht in der menschlichen Sünde und ihren Folgen, sondern in der Beschaffenheit der Sichtbarkeit überhaupt suchen und somit dem heiligen Schöpfer anrechnen will, mit Nachdruck hervorgehoben und wiederholt: Es war Alles sehr gut. Von Gott, dem Guten, kommt alle gute und vollkommene Gabe und nur Gutes und Vollkommnes; ihn zum unmittelbaren Urheber der Sünde und ihrer Folgen machen ist eine ungereimte Vorstellung, welche völlig Widersprechendes in sich enthält. Andrerseits ist die Vollkommenheit, welche dem Menschen und der ihn umgebenden Natur beigelegt wird, auch keine absolute, welche jede Entwicklung ausschlösse; sie bezeichnet keineswegs diejenige Stufe der Ausbildung, deren sie überhaupt fähig war. Wohl war der Mensch als das Ebenbild Gottes zu göttlicher Weisheit und Heiligkeit befähigt und berufen, bestimmt in göttlicher Macht die Natur zu beherrschen, sie zu einem „Garten

---

men einer einzigen Art und spricht sich entschieden für die Einheit des Geschlechtes aus. Was endlich die Abstammung von Einem Urpaare anlangt, eine Frage, über die wir Humboldt's besonnene Worte a. a. O. zu vergleichen bitten, so wollen wir uns beschränken, folgenden Satz aus eines Naturforschers, Wilbrand's Vorlesung: „Stammt das Menschengeschlecht von einem Menschenpaare ab?" (Gießen, 1844.) herzusetzen: „Ueberblicken wir die ganze Schöpfung und die in derselben ausgesprochnen Gesetze, soweit die Natur sie unsern Sinnen darbietet, so finden wir nicht ein einziges, welches mit Bestimmtheit dem widerspräche, daß das Menschengeschlecht von einem Paare herstamme; im Gegentheil, wenn uns Analogien und Schlüsse erlaubt sind, möchten die für die zu behandelnde Frage näher angeführten Beweisgründe dafür sein, nur ein ursprüngliches Menschenpaar anzunehmen." Vergl. den dritten Abschnitt der „Geschichte der Urwelt" von A. Wagner (Leipzig, 1845).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gottes" zu machen und dadurch ihrer Vollendung zuzuführen. Aber als einer freien Persönlichkeit konnte ihm die Vollkommenheit des erreichten Zieles ohne oder gegen seinen Willen nicht von außen mitgetheilt werden; durch freien Entschluß und freie Thätigkeit sollte er selbst zu dem sich bestimmen und erheben, wozu Gott ihn bestimmt hatte, und allmählich konnte er erst die Natur zu dem machen, was sie durch ihn werden sollte. Müssen wir also an dieser Entwicklungsfähigkeit und Bedürftigkeit der Schöpfung festhalten, so können jene Worte nur eine relative Vollkommenheit aussagen. Alles war sehr gut d. i. seinem Zwecke vollständig angemessen; der Mensch und die Natur waren durch die Schöpfung befähigt, sich zu dem von Gott gewollten Ziele zu entwickeln. Die Möglichkeit eine dem Willen Gottes zuwider laufende Bahn der Entwicklung einzuschlagen und sich für die Erreichung der vom Schöpfer gestellten Aufgabe unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu stellen, war für den freien Menschen freilich nicht ausgeschlossen.

„Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer, und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum daß er an demselben geruht hatte von seinen Werken." Mit diesem unpassend dem zweiten Capitel zugefügten Epilog schließt unsre Urkunde das Schöpfungsgemälde, in erhabnem Bilde tiefe Gedanken ausdrückend. Nun da Himmel und Erde mit allen ihren Bewohnern und Geschöpfen geschaffen sind, ruht Gott in seligem Anschaun des Werkes seiner Weisheit und Liebe. Nicht als ob er müde und matt geworden wäre, wie der Unverstand sich thöricht genug die Gottesruhe gedeutet hat; sondern er ruhte in Beziehung auf die vorangegangne Schöpfung, er hörte auf zu schaffen und Neues hervorzubringen. Der Creatur sind die zu ihrer Existenz und Entwicklung nothwendigen Kräfte und Mittel gegeben, welche nun ihre geordnete Thätigkeit beginnen, aber doch nicht ohne Gott, ohne seine die Welt durchdringende und ihren Fortbestand sichernde Allmacht. Gottes schöpferische Thätigkeit fordert nothwendig die erhaltende; der Uebergang jener in diese vermittelt sich in der Gottesruhe, neben welcher darum das Wort des Herrn: „Mein Vater wirket bisher" (Joh. 5, 17) seine vollste Wahrheit hat. — Gott ruht in der Schöpfung; aber auch die Schöpfung ruht in Gott, in ihm und in der Gemeinschaft seines herrlichen Lebens fanden Welt und Mensch, was sie suchen, ihren Zweck und ihr Ziel, ihre Seligkeit. Diese Ruhe in Gott ist eben der Inhalt der Segnung des siebenten Tages und seiner Heiligung, seiner Auszeichnung vor den übrigen Tagen. Darum beziehen sich die Sabbathe, die festlichen Ruhetage, als Ab- und Nachbilder des Schöpfungssabbaths auf diese Ruhe und weisen prophetisch auf die Ruhe, welche noch vorhanden ist dem Volke Gottes. Zugleich aber liegt in diesem Unterschiede von Feiertag und Werktag, wie er sich von selbst herausstellt, die Hinweisung auf die doppelte Aufgabe des Menschen, Gott priesterlich zu dienen und die Erde königlich zu beherrschen. Der erste Sabbath, den die neugeborne Erde feierte, hatte ihn zu ihrer Lösung geheiligt; wie er sie zu lösen begonnen, welchen Lauf seine freie Entwicklung eingeschlagen, das berichtet der nächste Abschnitt des Buches. Unsre Urkunde hat mit der Vollendung der Schöpfung einen befriedigenden Abschluß gefunden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf